

Allgemeine Musikzeitung

Wochenschrift für das Musikleben der Gegenwart

RHEINISCH-WESTFÄLISCHE MUSIKZEITUNG / SÜDDEUTSCHER MUSIK-KURIER

Hauptgeschäftsführer: Paul Schwers

Aus dem Inhalt: **Aufsätze:** Friedrich Herzfeld: Bruckner in der Urfassung / Prof. Dr. Eugen Schmitz: Eine verkannte „Ohnmacht“ bei Beethoven / Berta Witt: Zum Gedenken Ludwigs II. / Fritz Erckmann-Alzey: Haydn und George Thomson / Dr. Fritz Brust: 67. Tonkünstlerfest des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Weimar / Dr. Richard Petzoldt: Respighis „Die Flamme“ in der Berliner Staatsoper / Dr. Roland Tenschert: Hanns Holenias „Schelm von Bergen“ / Dr. Willy Krienitz: Münchener Reger-Gedenkfeier / **Musikbriefe:** Breslau von Arthur Schmidt; London von H. R. Wolf; Lübeck von J. Hennings; Nürnberg von Dr. Willy Spilling / **Berliner Musikleben:** Adolf Diesterweg, Dr. Fritz Brust, Friedrich Herzfeld, Dr. Richard Petzoldt / **Münchener Musikleben:** Dr. Willy Krienitz / **Westdeutsches Musikleben:** Bochum von Max Voigt; Bonn von Th. Lohmer; Wuppertal von Kurt Peiniger / Literarisches / Musikalienmarkt / Kleine Mitteilungen / Personal-Nachrichten / Theater und Oper / Konzert-Nachrichten / Aus Künstlerkreisen

63. Jahrgang

Berlin, Leipzig, Köln, München, 19. Juni 1936

Nummer 25

Bruckner in der Urfassung

Von Friedrich Herzfeld

Der letzte, im übrigen nicht sonderlich spannende Konzertwinter hat etwas gebracht, was noch vor ein paar Jahren niemand für möglich gehalten hätte, nämlich nicht mehr und nicht weniger als die „Uraufführungen“ einiger Symphonien von Bruckner. Ja wirklich, Uraufführungen, denn — das ist eben die Überraschung: was wir jahrzehntelang gehört haben, waren immer Bearbeitungen von anderer Hand.

Man weiß nicht, ob man das Tragödie oder Komödie nennen muß. Tragödie ist es für den armen Meister Bruckner, der also seine Symphonien, so wie er sie schrieb, niemals gehört hat. Komödienhafte Züge gewinnt dies tragische Spiel, wenn die, die in dicken Bänden einst die zwingende Logik des Brucknerschen Formaufbaus bewiesen, nun in ihr Gebäude nachträglich noch bis zu 200 Takte einfließen müssen, um zu beweisen, daß erst nun die ganz richtige Logik vorhanden ist.

Von allen erhabenen und kleinen Menschlichkeiten abgesehen, stellen uns diese Urfassungen der Brucknerschen Symphonien große Aufgaben. Wie es Jahrzehnte gedauert hat, bis diese Symphonien überhaupt von der Musikgemeinde verarbeitet worden sind, so wird es nicht weniger Jahre dauern, bis wir in den Auseinandersetzungen mit diesen Urfassungen eindeutige Lösungen gefunden haben. Das meiste, was bisher über Bruckner empfunden, gedacht und geschrieben wurde, muß wesentliche Änderungen erfahren. Denn die Zutaten von fremder Hand liegen keineswegs am Rande, sondern führen uns ins Mark dieser Riesenwerke.

Im Rausch der Überraschung haben sich bisher allerdings fast nur Stimmen für die Urtexte und gegen die Bearbeitungen gefunden. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Der Gedanke an die Vergewaltigung einer genialen Schöpfernatur darf vor allem ins Treffen geführt werden. Allerdings verbirgt sich dahinter wohl oft auch das Gefühl, daß wir genasführt worden sind und daß wir uns wirklich täuschen ließen. Auch haben die späteren Uminstrumentierungen die

Brucknerschen Symphonien glänzender, tönender und wagnerischer gemacht. Das lag im Zug der Zeit. Aber es widerspricht ebenso entschieden der unsrigen. Wurde früher oft von der barocken, schwelgerischen Pracht gesprochen, die einem dinarischen Lebensgefühl entspricht, so müßte nun auf nordische Strenge und Verhaltenheit erkannt werden, die unserer Zeit ungleich näherliegen. Und schließlich wehren wir uns nicht nur bei Bruckner gegen die Bearbeitungen, sondern auch bei allen anderen Werken. Das neu erwachte geschichtliche Empfinden und Denken spricht dabei mit. So wie wir Bach auf historischen Instrumenten und die Oratorien Händels unbearbeitet hören wollen (was bei letzterem in der Mehrzahl der Fälle eigentlich unmöglich ist), so drängt es uns — aus einem geschichtlichen Reinlichkeitsbedürfnis —, die Brucknerschen Symphonien genau so zu erleben, wie sie Bruckner geschrieben hat. Es scheint also alles für die Urfassungen — gegen die Bearbeitungen zu sprechen.

Wenn diese Stellungnahme auch noch so berechtigt erscheint und wie auch immer das um die Brucknerschen Symphonien entfesselte Ringen ausgehen mag, so sollten die Ergebnisse aus zwei grundsätzlichen Erwägungen doch nicht leicht genommen werden.

Als Bearbeiter kommen vor allem Franz Schalk und Ferdinand Loewe in Frage, obwohl ihr gegenseitiger Anteil durch die Forschung noch nicht völlig klar festgestellt werden konnte. Man kann sich leicht ausdenken, was ihnen in jüngster Zeit alles für Ehrentitel zugebracht wurden. Fälscher und Betrüger sind für sie landläufig geworden. Zu wahren Kunstverbrechern wurden sie gestempelt. Was der giftige Hanslick gegen Meister Bruckner hetzte, gilt gegen ihre Sünden gering. Dies ist bitteres Unrecht an diesen beiden treuen Freunden Bruckners. Sie haben unendlich viel für Bruckner getan und haben sich nach bestem Wissen und Gewissen für ihren Meister eingesetzt.

Gewiß waren sie Wagner-Jünger. Sie hörten mit den Ohren Wagners. Anders konnten sie auch den Brucknerschen

Symphonien nicht gegenüberstehen. Die geistige Welt dieser Werke ist in so vielem mit der Wagners verwandt. Wie hätte ihnen da nicht auch die Wagnersche Klangwelt gemäß sein sollen! Wir vergessen heute allzuleicht, daß nicht nur Schalk und Loewe so dachten und empfanden. Alle musikalischen Menschen, denen die Geisteswelt der Brucknerschen Symphonien überhaupt aufgehen konnte, waren wagnerverzaubert. Hätte man den Menschen von 1890, 1900 und 1910 die Urfassungen der Brucknerschen Symphonien vorgeführt, so hätte Bruckner auf seine Anerkennung noch ein paar Jahrzehnte länger warten müssen. Schalk und Loewe walteten also nicht aus persönlicher Willkür heraus, sondern sie paßten die Brucknerschen Symphonien soweit als möglich dem Geist ihrer Zeit an. Das war zwar gewiß ein Fehler, weil das Genie nicht in der eigenen Zeit steht sondern in die Zukunft weist. Aber sie öffneten gerade damit den Brucknerschen Symphonien den Zugang zur Welt. Sie brachen das Eis. Mit ihren „Übersetzungen“ geschah den Brucknerschen Symphonien das Beste und zum mindesten das Tauglichste, das damals überhaupt möglich war. Das Verständnis großer Werke beginnt oft mit kleinen Mißverständnissen. Liszts „Transskriptionen“ der Wagnerschen Werke haben unglaublich viel zu ihrem Verständnis beigetragen. Ebenso wie wir diese seltsamen Übertragungen heute kaum noch spielen, so brauchen wir jetzt die Nachhilfen bei den Brucknerschen Symphonien nicht mehr für gerechtfertigt zu halten. Aber wir haben kein Recht, Schalk und Loewe wegen ihres Einsatzes für Bruckner mit Schimpfworten zu bedenken. Wer das tut, erweist sich als Neunmalkluger, der kommt, wenn die Hauptsache vorbei ist und urteilt mit den Maßstäben des Stammtisches.

Warum handelten aber Schalk und Loewe heimlich? Warum bekannten sie ihre Mitarbeit nicht? Gerade darum werden sie heute so übel befehdet. Man muß sich in die damalige Lage versetzen. Was würde man wohl gesagt haben, wenn auf den Programmen zu lesen gewesen wäre: Symphonie, komponiert von A. B., bearbeitet von M. N. und X. Y. Was, nicht einmal instrumentieren kann dieser kleine Schulmeister? Und seine Symphonien sollen wir uns anhören?

Heute ist es allerdings üblich geworden, Bearbeiterverdienste sehr gewissenhaft kundzutun. Aber heute erwächst den Bearbeitern auch schöner Gewinn, und das „Bearbeiten“ ist darum zu einer einträglichen Beschäftigung derer geworden, denen eigene geistige Zeugungskraft fehlt. Daß Schalk und Loewe auf ihre Namensnennung verzichteten und selbstlos hinter dem von ihnen als notwendig Erkannten zurücktraten, ehrt diese beiden Männer nur. Sie haben in keiner Weise den Brucknerschen Symphonien geschadet. Denn wenn wir die Urfassungen jetzt, vierzig Jahre nach dem Tode des Meisters, kennenlernen, ist es noch keineswegs zu spät; sind sie doch nicht für heute und morgen geschrieben worden. Dagegen muß immer Grundlage für die Beurteilung von Schalk und Loewe bleiben, wie sehr sie durch ihr Eintreten die Ausbreitung der Brucknerschen Symphonie gefördert haben.

Eine andere, grundsätzliche Erwägung greift tiefer in die eigentliche Sache hinein. Es fragt sich, ob die Kunst des Instrumentierens eine angeborene Gabe ist oder ob sie erlernt werden kann und muß. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daß das Klangbild eines Werkes nicht von seinem geistigen Gehalt getrennt werden kann. Beide, Gehalt und Klang, sind unlösbar miteinander verbunden und vom Schöpfer in einem geschaffen worden. Bruckner besaß zweifellos sein eigenes Klangbild, und aus den Urfassungen erkennen wir immerhin, daß es von dem Wagners ebenso verschieden war, als seine Werke in ihrem geistigen Gehalt von denen Wagners verschieden sind. Aber das Klangbild

im inneren Ohr vernehmen und es in Notenzeichen in einer Partitur niederlegen, sind zweierlei Dinge. Hier kann gesagt werden, daß dieses Übersetzen von innen nach außen ohne Erfahrung keinem Sterblichen möglich ist. Man braucht nicht an Tonschöpfer wie Strauß und Pfitzner zu denken, die ihre jüngsten Werke beliebig oft dirigieren konnten und dabei ideale Möglichkeiten der Klangvergleichung hatten. Aber in bescheidenerem Rahmen braucht jeder Tonschöpfer wenigstens hie und da die Gelegenheit, seine Partituren im Klang zu erleben. Ohne das muß seine Kunst des Instrumentierens unvollkommen bleiben. Wagner vertrug es nicht mehr, daß er in seinen Schweizer Jahren nur unvollkommene Möglichkeiten hatte, seine Werke zu hören. Und er hatte von seiner Dresdener Tätigkeit her doch gewiß einen reichen Schatz der Erfahrung in der Erinnerung. Auch Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven und all die andern großen Tonmeister hatten schon in der Jugend den Vorzug, das Geschriebene sofort hören zu können. Wie sollte man da annehmen, daß der arme, verkannte Bruckner ohne jede Erfahrung, ohne die geringsten Vergleichsmöglichkeiten haarscharf das hätte aufzeichnen können, was er innerlich hörte? Und das mit einem Orchester, das in tausendfarbigen Mischungen widerspiegelt. Mag er sich noch so eingehend mit Wagners Partituren beschäftigt haben, mag er auch von einem Theatermann noch so reiche Anregungen erfahren haben, mag er noch so oft nachwandlerisch das Rechte von allein gefunden haben, so bleibt doch immer unwahrscheinlich, daß der Orgelmeister Bruckner im Instrumentieren jene bis aufs letzte feinfühligste Hand besessen hat, die sich alle die Großen nur nach langem Mühen aneignen konnten. Gewiß ist das Wirken des Genies voller Wunder. Aber irgendwo ist es auch menschlichen Begrenzungen unterworfen, und wenn irgend etwas, so gehört die Kunst des Instrumentierens zu den Gebieten, auf denen nicht alles aus eigener Eingebung geschaffen werden kann, wo vielmehr der Griff in das Ewige vom erworbenen Können und der praktischen Erfahrung mit unterstützt werden muß.

Da Bruckner dies alles versagt war, kann man, ohne es im einzelnen beweisen zu müssen, von vornherein behaupten, daß die Urfassungen nicht mit letzter Sicherheit die genauen Widerspiegelungen von Bruckners eigenem Klangbild sein werden. Sie müssen zumindest in Einzelheiten unvollkommen sein. Und sollte nicht etwa, was wir jetzt asketische Strenge oder Verhaltenheit nennen, nicht doch ein wenig Unerfahrenheit und gar — Ungeschicklichkeit gewesen sein? Dies auszusprechen, heißt nicht einen Großen schmälern, sondern nur das Unrecht der Welt ihm gegenüber erneut feststellen. Es ist darum sehr gut denkbar, daß wir aus den Partituren der Urfassungen genauer erkennen, was Bruckner meinte und daß wir dies dennoch in der Instrumentation eines anderen eindeutiger dargestellt finden.

Denn es bleibt immer noch die andere Frage, ob die klangliche Ergänzung von Schalk und Loewe die wahre Erfüllung bedeutet. Die Richtung dieser Änderungen, so geschickt sie manchmal sein mögen, steuert zu offensichtlich auf die Wagnersche Empfindungswelt zu, als daß wir sie uns ganz aneignen könnten. Aber darum die Unebenheiten in den Ur-Brucknerschen Fassungen zu bewunderungswerten Eingebungen zu machen, führt uns sicher nicht auf den Weg zu einer rechten Stellung zu Bruckner. Wir ließen uns täuschen, als wir die Bearbeitungen als Bruckners Fassungen gutgläubig hinnahmen. Die Täuschung wird kaum minder groß sein, wenn wir die Schlacken in seinen Symphonien, deren Vorhandensein nach jeder Richtung hin begreiflich ist, als Zeichen eines genialen Gottesgnadentums anbeten werden.